

Philosophie: Wie Ernst Tugendhat über Moral und Gerechtigkeit denkt

Vom Tiefsinn der Lokführer

Von unserem Redaktionsmitglied
Thomas Groß

Schon Kinder appellieren regelmäßig an den Gerechtigkeitssinn, zumal dann, wenn sie sich gegenüber anderen zurückgesetzt fühlen. Das sei ungerecht, sagen sie geme. Gerechten Lohn fordern Lokführer ebenso wie andere Berufsgruppen mit großer Selbstverständlichkeit, doch was unter Gerechtigkeit näher zu verstehen sei, ist gar nicht selbstverständlich und kein Kinderspiel.

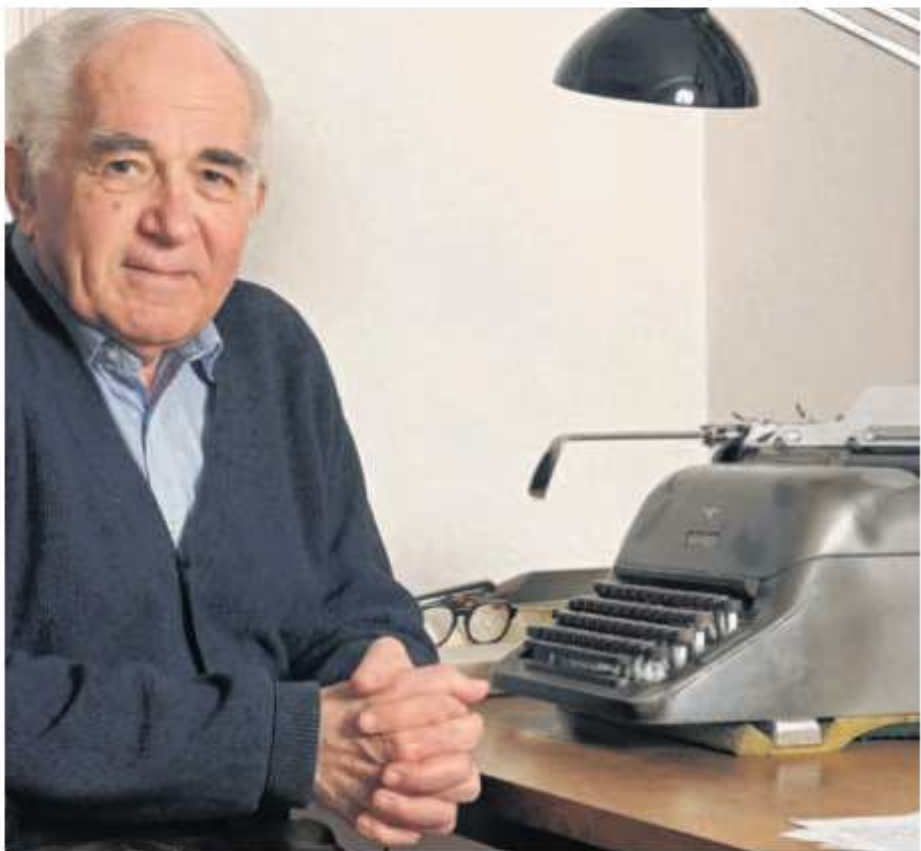
Oberhaupt die Moral: Worauf ist sie zu gründen in einer modernen Welt, in der traditionelle, absolute Rechtfertigungen, religiöse und metaphysische, weggebrochen sind und auch die hochgeschätzte Vernunft, auf die Immanuel Kant seinen Kategorischen Imperativ der Pflicht gründete, mehr als einmal bitter enttäuscht hat? Es sind Fragen wie diese, die den Philosophen Ernst Tugendhat umtreiben. Er geht dabei von „moralischen Gefühlen“ aus, Schuld, Scham, Empörung oder Groll. Auch in seinem Heidelberger Vortrag in der Reihe „Kultur in Verantwortung“ erwähnt er sie.

Die Empörung der Betroffenen

Nach Tugendhat bezeugen sie ein verletztes, jedenfalls betroffenes Selbstwertgefühl, das wiederum auf den Wunsch und die Fähigkeit verweist, ein – möglichst anerkanntes – Mitglied der Gemeinschaft zu sein. Moral gründet auf Regeln, nach denen jemand als gutes oder schlechtes Mitglied der Gesellschaft beurteilt wird. Und ob moralische Normen eingehalten werden oder nicht, wäre daran abzulesen, ob sich „moralische Gefühle“ regen.

Groll und Empörung empfinden und äußern aber zumeist die unmittelbar Betroffenen, etwa die erwähnten Berufsgruppen. Mit Gerechtigkeitsstandards hat das noch wenig zu tun. Das bestätigt auch Tugendhat in seinem anspruchsvoll „Kontraktualismus und Symmetrie“ betitelten Vortrag. Er, der früher selbst in Heidelberg lehrte, strebt an, beides zum Ausgleich zu bringen – jedenfalls theoretisch. Er will vermitteln zwischen einerseits solchen Denkern, die sagen, moralische Ordnungen basierten auf einfachen, vertragsähnlichen Vereinbarungen, auf Kontrakten nämlich, und andererseits dem allgemeinen Wunsch, wechselseitige Werte zu etablieren, also Fairness und Gerechtigkeit zu gewährleisten.

Tugendhat hält eine solche Moral für begründbar. Über ihre Praktika-



Was wir sind, sind wir durch Verträge. Ernst Tugendhat glaubt aber, dass noch mehr möglich ist.

BILD SPA

bilität sagt dies indessen noch nichts aus. Denn in der Realität haben alle „Kontraktualisten“ das Sagen. Sie beurteilen Handlungsweisen danach, für wen sie gut sind, welchen Interessen sie dienen, nicht danach, ob sie an sich gut sind oder wechselseitigen Ansprüchen genügen. Bestenfalls kommt es solcherart zum Interessensausgleich. Das ist die Maxime der Realpolitik so gut wie diejenige gängiger Tarifverhandlungen.

Egoismus und Wohlfahrt

Wie aber wäre eine gerechte Ordnung zu etablieren?, fragte eine Zuhörerin, bei der sich ein wenig Unmut regt, weil ihr die Ausführungen zu theoretisch scheinen. Dazukam der Denker nichts sagen, geht es ihm doch darum, eine solche Moral überhaupt als begründbar auszuweisen. Das besänftigt den Unmut wenig, der sich wohl auch als „moralisches Gefühl“ begründen ließe.

Also immerhin so viel: Eine gerechte Ordnung, so Tugendhat,

Vortragsreihe „Kultur in Verantwortung“

■ Die Reihe: „Kultur in Verantwortung“ wird am Sonntag, 17 Uhr, im Deutsch-Amerikanischen Institut (Sofienstraße) in Heidelberg fortgesetzt mit einem Vortrag der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann.

■ Das Buch: Von Ernst Tugendhat zuletzt erschienen ist der Band „Anthropologie statt Metaphysik“, der auch grundlegende Texte zur Moralphilosophie enthält (Verlag, C.H. Beck, 19,90 Euro).

kann kaum auf Basis der kapitalistischen errichtet werden, weil diese per se ungerecht sei – sie bemüht sich nicht um Wechselseitigkeit, sondern verschafft wirtschaftlicher Energie die Vorteile. Man erinnert sich vielleicht an die eigenwillig paradoxe Formulierung des Sozialtheoretikers Bernard Mandeville: Private Untugenden können öffentliche Wohltaten bedingen – können wohl gemerkt: Darauf angelegt, es zu tun, sind sie ja gerade nicht. Adam Smith wies diese Sichtweise zwar zurück, argumentierte aber doch ähnlich, als er seine „unsichtbare Hand des Marktes“ ins Spiel brachte.

Wenn schon nicht gerechte, so könnten und sollten doch immerhin gerechtere, vergleichsweise faire Zustände angestrebt werden. Das gesteht der Philosoph durchaus zu.

Sovielscheint klar: Schwierig und mühsam ist die Moralbegründung, umso schwieriger, je weitreichender die moralischen Ansprüche sind. Als noch absolute – religiöse, metaphysische – Begründungen allgemein anerkannt waren, war die Sache leichter. Es war aber nicht unbedingt leichter, die entsprechende Moral auch umzusetzen. Man versteht, wieso sich so viele auf die Äußerung moralischer Gefühle beschränken.